

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

143 (23.6.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 23. Juni

des „Volksfreund“

Nummer 143 — 1915

Altdeutsche Schwänke.

Von Jörg Widram.

Von einem entlaufenen Mönch, der mit der Schrift überwunden ward.

Ein entlaufener Mönch kam auf die löbliche Kunst der Druderei und verpflichtete sich, vier Jahre zu lernen; und als er eine kurze Zeit dabei war, zog er das Gasthütlein ab, also, daß schier alles Geschwätz sein war; was man sagte, so wußte er besser wissen denn die anderen Gesellen, und sonderlich aus der Bibel und dem Testament; und alle Menschen ertaubte er mit seinem Disputieren. Wie aber der Brauch in Drudereien ist, daß man einen andern wohl kann begieren, also war auch ein Seher, der ein großer Begator und sehr wohl mit guten Schwänken ausgestattet war; der sprach einstmals zu dem Mönch: „Du treibst allerwegen viel mehr Geschwätz denn andere Gesellen und bist doch nicht gegründet in der Schrift. Ist es dir gelegen, so will ich am Sonntag, wo wir nicht arbeiten dürfen, eine kurze Disputation mit dir halten doch so, daß nichts verhandelt werde denn mit der Schrift, also, daß sich ein jeder mit der Schrift behelfe und wehre, und es sollen die anderen Gesellen zuhören und Richter sein.“ Der Mönch war wohl zufrieden, und sie versprachen also einander die Disputation. Als nun der Sonntag kam und sie zusammen saßen, hatte sich der Mönch mit seiner Bibel, Testament und was er sonst an Büchern für dienlich dazu hielt, versehen; der Seher, als ein großer Spottvogel, hatte sich in einen Sack getan etwa fünf oder sechs Pfund Buchstaben, welche man auch auf der Druderei nicht anders denn Schrift heißt oder nennt. Und als sie anfangen zu disputieren und der Mönch ihm viel hohe und große Fragen (wie er meinte) aufgab und der Seher ihm stets mit lachendem Munde spöttlich antwortete, also daß der Mönch merkte, daß er ihn bezirte, fuhr er auf und fiel dem Seher ins Haar; aber der Seher war nicht faul und wußte mit seinem Sack hervor, darin die Schrift war, und schlug sie dem Mönch um Kopf und Lenden, wo er ihn treffen konnte, daß der Mönch Wortlos schrie und die Gesellen ihm zu Hilfe kommen mußten. Also mußte dieser Mönch den Spott zu den Streichen haben, und die Gesellen erkannten, daß der Seher gewonnen haben sollte und der Mönch mit der Schrift überwunden wäre. Also ward der Mönch danach ein wenig still, und wenn er etwas anfang, drohten ihm die Gesellen mit der Schrift und sprachen: „Muß man abermals die Schrift fühlbar mit dir brauchen?“

Ein Bayer auf Salz und Brot, damit ihm der Trunk schmeden sollte.

Auf eine Zeit fuhr ein mächtig Schiff auf dem Meer, mit großem Gut und Kaufmannschaft beladen. Es begab sich, daß ein großer Unfall oder Sturm an sie kam, also daß sich männiglich zu sterben und zu ertrinken gefast machte. Auf dem Schiff war ein grober und gar ungebodener Bayer; als er von männiglich hörte, daß sie sich darauf gefast gemacht hätten, zu versinken und zu ertrinken, ging er über seinen ledernen Sack, nahm daraus eine gute, große Schnitte Brot, rieb ein gut Teil Salz darauf, hub an und aß das ganz gemüthlich in sich und ließ andere Leute beten und Gott und seine Heiligen anrufen. Als nun zuletzt der Sturm berging und alles Volk auf dem Schiff wieder zur Ruhe kam, fragten sie den Bayer, was er mit seiner Weise gemeint hätte. Der gute Bayer gab auf ihre Fragen Antwort und sagte: „Dieweil ich von euch allen hörte, wie wir untergehen und gar ertrinken sollten, aß ich Salz und Brot, damit mir ein solcher großer Trunk auch schmeden möchte.“ Dieser Worte lachten sie genug.

Von einem Pfaffen, der spricht: „Herr Gott, wehr du dich da hinten, ich will mich da vorne wehren!“

In der Mailänder Schlacht bei den Schweizern ist gewesen ein Pfaffe mit Namen Jos Has, denn sie haben Brauch, so sie ins Feld ziehen, einen Pfaffen mit sich zu nehmen. Dieser, so man in die Schlacht gehen sollte, bindet seinen ledernen Sack, darinnen er die Herrgottsbilder hatte, hinten auf seinen Rücken und spricht: „Herrgott, wehr dich da hinten, ich will mich tapfer da vorne wehren,“ und kommt auch also aus der Schlacht ungeschlagen.

Von den Narren im Sack.

Der Kurfürst zu Sachsen hatte einen Narren, der hieß Claus; der hatte einstmals sich vergangen, weshalb die Kurfürstin zu ihm kam und sprach: „O, lieber Claus, du weißt wohl, was du getan hast; ich besorge, es werde dir übel gehen, denn der Fürst hat dir gedroht, er wolle dich lassen hängen; da helfe nichts dafür.“ Der gute Claus Narr erschrak so übel, daß er schier in die Hosen gehoffert. Das merkte nun die Fürstin und gedachte: „Die Sache wird sich recht schicken“ (denn es war ein angelegter Sandel und darum angefangen). Deshalb sagte die Fürstin weiter: „O, lieber Claus, so du mir folgen willst und tun, was ich dich heißen werde, so will ich dir davon helfen.“ Der Narr war froh, und verließ ihn, er wollte folgen. Da hatte sie einen Edelmann dazu bestellt, der hatte sich verkleidet in Bauernkleidern, daß ihn der Narr nicht erkannte, sondern verneinte, es wäre ein Bauer. Die Fürstin sagte zu dem Bauern: „Bauerlein, heb's, lang deinen Sack her und laß meinen Claus hinein schlüpfen, und binde den Sack zu und trag ihn vor das Tor hinaus; und wenn man dich fragt, was du tragest, so sag, es sei Haser, den habest du im Sack gefast.“ Das Bauerlein nahm seinen

Sack, steckte Claus Narr hinein, band ihn zu, nahm ihn auf die Achsel und zog mit ihm davon. Wie er aber über die Brücke zum Schloß hinaus will, steht der Kurfürst samt seinen Edelknechten auf der Brücke; der spricht den Bauern an und fragt ihn, was er im Sack trüge. Antwortete das Bauerlein: „Gnädigster Herr, ich trag Haser, den ich im Sack gefast habe.“ Daran wollte sich der Fürst nicht begeben und fragte ihn zum andernmal und sprach: „Du Bauerlein, sage mir die Wahrheit; was trägt du im Sack, daß er so schwer ist?“ Das Bauerlein sprach wie zuvor: „Es ist Haser“, was der Kurfürst gar nicht glauben wollte. Da fing Claus Narr zum Kurfürsten an und schrie: „Du Narr, er trägt Haser! Hörst du nicht? Haser trägt er! Verstehst du nicht mehr Deutsch? Haser! Haser!“ Des lachte der Kurfürst und seine Edelknechte; sie gingen davon und ließen den Narren im Sack stecken.

Aus feldpostbriefen.

„Vorwärts, vorwärts!“ Aus der Schlacht von Ipern bringt die „Ald. Ztg.“ Schilderungen; in einer derselben lesen wir: „Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, als wir unsere Reservestellung verließen und dem neuen Bataillons-geschäftstand zuwielten. Mit ganz eigenartigen Gefühlen durchschritten wir die Felder und Dörfer, die wir bisher nur bei tiefer Nacht und unter Beobachtung des größten Stillstehens bestreut hatten, da sie im wirksamsten Feuerbereich lagen. Es war genau eine Stunde nach Ausbruch des Angriffs. „Wissen Sie auch,“ sagte der Major zu mir, „daß unser Panzerzug schon durch Ipern gefahren ist?“ Das Städtchen Ipern, aber vielmehr der Trümmerhaufen, der seine ehemalige Lage verrät, war Ende Oktober von uns geräumt worden. Bis jetzt waren alle Bemühungen während fünf Monaten umsonst gewesen, es dem Gegner wieder zu entreißen. Heute genügt eine halbe Stunde, um es wieder in unseren Besitz zu bringen. Diesmal wird es nicht mehr geräumt! Auf der berückeligen „Granatbatterie“ schloß sich der Oberst mit dem Regimentsstab unserm Hauptmann an, und im Eiltempo geht es vorwärts. Auf einer Höhe, auf einer von unzähligen Granatlöchern zerrissenen Wiese, wo Kieradaber und Reste von Ausübungshäusern alte Kampfpflege bezeichnen, ist eine schwere Batterie — kaum 200 Meter hinter den Gräben! — aufgeföhren und wartet auf den Augenblick, da sie auch mit eingreifen kann in den Kampf und ihr Vorkriegesgerüll mit dem ihrer Nachbarn vermischen darf. Hier, in einem zusammengebrochenen Gehäuf, ist das Oberst und des Majors neues Quartier. Unsere Kompanie soll sich mit dem Rest des Bataillons in dem nahen Wald eingraben. Ich kann es mir nicht verkagen, auf das Dach der Hausruine zu steigen und das Schlachtfeld zu übersehen. Das Glas zeigt aber in der Dämmerung nur unbestimmte Schatten. Das Ohr fängt das Kleingewehrgemurmel und das Donnern der Geschütze auf. Wie Wehklagen klingen es unheimlich in den Lüften. Da steigen in der Ferne Rauchschwämme auf. Weiße und rote, in kurzen Is-fänden und in bestimmter Zahl. Das war das Zeichen: Unsere Truppen sind durch! Der Feind ist gemorfen! Ich springe, nein fahre, vom Dach herunter und eile zum Major. „Der Major, die angegebenen Punkte sind erreicht! Soeben wurden die Signale gegeben!“ Im selben Augenblick summt auch der Fernsprecher. Eine Minute später jage ich atemlos über eine sumpfige Wiese in den Wald, in dem sich das Bataillon gerade einbuddeln will, und wieder kurz nachher wälzen sich die vier Kompanien nach vorne, dem lodern den Feuerschein und dem Schlagschall entgegen. „Vorwärts!“ ist die Losung, und unter Anspannung aller Kräfte geht es nach vorne. In wenigen Minuten haben wir unsere bisherigen Stützengänge erreicht. Da, wo sie die Landstraße durchschneiden, sind sie überbrückt, und ohne Aufseht geht es in das feindliche Gebiet. Nur 150 bis 200 Meter trennten unsere Stellungen hier voneinander. Die feindlichen Gräben laufen zum Teil längs der Straße. Sie sind teilweise mit Wasser gefüllt. Am Rande der Straße liegen die ersten Toten. In und zwischen den Gräben hängen die Richter der Sanitätsmannschaften, die ihres traurigen Amtes wachen. Die ersten Gefangenen begegnen uns. Alte Leute, mit verzerrten Gesichtern, keine folgen Söhne der „Grande Nation“. Zwischen ihnen Schwarz in bunter Hosenkleidung, mit frechem Grinsen auf den wußtigen Lippen. Auf Wagen und Karren haben Frauen und Kinder von belgischen Zivilisten, die von un-sern Truppen hinter die Front gebracht werden. Struppige Hunde umspringen den traurigen Zug, den das Pladern drennender Geschütze gepenstlich erleuchtet. Anleidospartig ziehen alle diese Bilder an uns vorbei, während wir durch die Nacht marschieren. . . . Artillerie- und Munitionskolonnen über-holen uns. Ein Regimentsstab hastet auf hohen Säulen nach vorne. Uns entgegen quillt das Glend. Die Gefangenen, Zivil-isten und Militärs, wehren sich. Eine Herde Rindvieh wird brüllend vorbeigetrieben. Ueber uns weg feuert die schwere Ar-tillerie Schuß auf Schuß auf einen Punkt. „Ipern“ heißt ihr Ziel. . . .

Dermisches.

ck. Die Stadt des Todes. Ein Berichterstatter der „Times“ der eine kurze Pause in der Beziehung zu einem Besuche von Ipern benutzte, schildert die lähmende Atmosphäre der Zer-störung und des Todes, die über der verlassen Stadt lastet. Je mehr man in die Feuerzone dringt, um so furchtbarer wird das Bild, umso mehr empfindet man, daß man sich in einer Welt der Verwüstung befindet. „Die Hauptstraße, die auf die Kathedrale mündet, liegt weiß und leer in der Sonne, und über allem herrscht das Schweigen des Todes. Kein menschliches Wesen ist zu sehen und die Häuser, die noch Bewohner beherbergen, sind elende Gerippe. An einem Haus ist die Vorderseite völlig weg-gerissen worden, und die Schlafkammer mit ihren zerstückten Möbeln liegen offen da. An einer Stelle hat ein 42 Zenti-metergedäus eine Wäsche geschlagen; auf beiden Seiten sieht man nur noch die zerflühten Hände des Maurerwerks und darunter gähnende Höhlen. In einem der Häuser, die noch am wenigsten gelitten haben, ist der Teppich mit dem von der Decke gefallenen Stuhl überzogen, aber die Möbel sind unterseht ge-geben. In einem anderen Zimmer ist eine Nähmaschine augen-scheinlich mitten in der Arbeit verlassen worden. Ein aufge-schlagener Roman bezeugt noch den Platz des Lesers. Es ist, als ob die Bewohner unterseht von einem Erdbeben über-rascht wurden und sich nun eilends in Sicherheit zu bringen suchten. Durch die Löcher in den Häusern schimmert oft das Grün des Raubes, und wenn man die zerbrochene Luft aufstößt, so betritt man einen einst sorgfältig gepflegten Garten, in dem die Frühblüher noch von dem Geschmack des Westwinds Zeugnis ablegen. Ein kleiner Springbrunnen plätschert noch in einem feineren Becken. Aber an einer Ecke ist eine Granate in das Haus gefallen und in den verflochtenen Trümmern sind

noch Spuren menschlichen Lebens. Die Mehrzahl der Leichen ist fortgeschafft worden, aber nicht alle. Ueber allem ist ein krankhafter Geruch von Verwesung, gegen den der Duft des blühenden Fieders ohnmächtig ist. Unwahr ist die Zerstörung der alten bänischen Bauten an dem Platz, auf dem die große Martinskirche und die Tuchhalle sich befinden. Auf der Süd-seite sieht man nur noch eine Reihe hagerer Giebel, an der Nord-seite findet man die Ueberreste schöner alter Kammerkammern. Wenn man auf diesem Platz steht, so ist man wie gelähmt von dem Todes-schweigen inmitten der Verwüstung. Einige Dohlen frägen auf den Trümmern und ein arbeitssamer Star baut sein Nest wieder auf in einer zerbrochenen Zinne. Eine alters-schwache magere Kuh stößt ihren Kopf in die Ruinen und schmäuf-felt an einer Pferdeleiche herum. Aber diese wenigen Ge-räusche machen das Schweigen des Todes nur noch fühlbarer, und jeder Ton wäre ja auch eine Entwehung dieses Grabes, das einst eine blühende Stadt war. . . . Die Tuchhalle hat all ihre Bogengänge und große Teile ihrer Fassaden verloren. Ihre Turmspitze wirkt wie ein schiefes geistlicher Stad. Und die große goldene Uhr hängt ganz verloren auf einer steinernen Rinne. Die Martinskirche ist eine Ruine und ihr stattlicher vierstöckiger Turm ist so zugrunde, daß ein starker Windstoß ihn umwerfen müßte. Die meisten Fenster sind zertrümmert, auch an der berühmten Fensterrose fehlt ein Stück. Die Seitentapellen sind in Trüm-mern, aber die Pfeiler stehen und zeigen noch von den schönen Zinnen des Gebäudes. Der schwarzumkleidete Steinsockel ist mittendurch geborsten. In der Sakristei sind Gewänder und Leuchter durcheinander geschleudert worden, und alles ist mit dem gelben Staub der Sprengstoffe bedeckt. Auf dem dahinter liegenden Kirchhof hat sich ein großer Granatkrater gebildet, 60 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß tief, in dem menschliche Gebeine ans Tageslicht gekommen sind. Vor der Haupttür sieht man ein seltsames Stück Ironie: nämlich ein leeres Kofa-ment, das an allen vier Seiten die Tugenden eines gewissen belgischen Staatsmannes verherlicht, der auch Bürgermeister von Ipern war, aber die Gestalt des belgischen Bürgermeisters selbst im Gesicht und Badenbart liegt im Staub badehen. . . . Vor der Tür der Kathedrale steht ein Wagen, und ein Priester beladet ihn mit einigen Kirchenschatzen, Kelchen, Stidereien. Ein Karmelitenbruder bringt Nachsichten von einigen Todesfällen, in einer Seitenstraße. Langsam, unter beständigem Granaten-feuer werden die Ruinen verbrannt. Die Leichen der Tiere und Menschen sind meistens verbrannt worden. . . . Auch außer-halb von Ipern sieht es traurig aus, und der englische Bericht-erstatter stellt wehmütig fest, wie das gebaltene Gebiet zusam-mengeschrunpft ist und wie die englische Front jetzt nur noch 2-3 Meilen von Ipern entfernt ist.

Das geologische Schicksal untergegangener Schiffe. Es ist kaum anzunehmen, daß die Spuren des gegenwärtigen Seever-triebes auf dem Meeresboden verschwinden werden. Das eine oder andere Schiff mag allerdings der Zerstörung anheimfallen, die meisten aber dürften sich, trotzdem sie durch die Einwirkung der Torpedos oder der Minen oft nur noch in Bruchstücken vorhanden sind, durch unabhörbare Zeiten erhalten. Der Schiffs, der den Boden des Ozeans in den Tiefen, um die es sich in der Mehr-zahl der Fälle handelt, bedeckt, ist ein vorzügliches Konservie-rungsmittel. Er besteht seiner Hauptmasse nach aus Stahl, der sich in hohen Schichten als außerordentlich feinpulverige, schlamm-ige Masse ausbreitet. Die Schiffreste werden sich zunächst mehr oder weniger tief in diesen Schichten eindrücken und dann, riefelt ununterbrochen auf die noch emporgewandten Teile der Ralle wie ein feiner Regen herunter. Er begräbt nicht nur im Laufe der Zeit alles unter einer dichten Decke, er dringt auch durch die engsten Fugen und Ritzen ein. Er füllt alle Hohlräume, schmiegt sich zwischen die feinsten Röhren der Ma-schinen — nach einiger Zeit gibt es auf dem versunkenen Schiff nichts mehr, das nicht ganz mit Ralkschlamm durchdrückt wäre. Es mag Millionen von Jahren dauern, bis die in Betracht kommen-den Teile des Meeresbodens trocken gelegt werden. Aber es liegt kein ernstlicher Grund vor, warum wir die Möglichkeit, daß große geologische Umwälzungen sie vielleicht bis zu Berges-höhe aufstürmen, in Abrede stellen sollen. Dann mag eine au-fünftige Generation, die die Schiffstrümmern mit allem, was sie bergen, aus dem harten Stein schäbt, interessante Studien an ihnen machen über die gegenwärtige Kultur und Technik, und vielleicht erscheint jenen Menschen das, was wir heute mit Stolz betrachten, so kindlich und naiv, wie uns die primitiven Werk-zeuge des Urmenschen, die unsere Vorfahren gieren.

Ein wirklicher „Wilder“. Von einem neuen Raupar Häuser erzählt eine interessante Mitteilung, die Dr. Hans Henning in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ macht. Im In-tervalle von Guatemala wurde vor einigen Jahren ein Mensch ge-funden, der bis in sein Namensalter hinein noch keinen andern Menschen, weder einen Weifen, noch einen Indianer, gesehen hatte. Er war ein ausgewachsener, sehr kleiner, auffallend häß-licher, stark behaarter Mann, offenbar eine Pygmae, der beim Anblick des weißen Farmers, der ihn fand, in erschrockenen Schreden verfiel, aber schließlich doch erst nach tapferer Gegen-wehr überwindlich werden konnte. Er verstand nicht zu sprechen, sondern stieß nur Heul-laute aus. Auf die Farm geführt, ver-weigerte er zunächst jede Nahrung. Man ließ ihn sich seine Nahrung selber suchen und stellte fest, daß er rein pflanzliche Nahrung wählte. Später wurde er an das Essen in der Farm ge-wöhnt. Der Wilde war verschlossen, lachte nie, lernte mit der Zeit etwas indianisch sprechen; auch nahm er schließlich, wenn auch mit Widerwillen, Kleidungsstücke an. Zur Arbeit mußte er gezwungen werden. Vor Frauen hatte er große Scheu und lief vor ihnen weg. Er weigerte sich, sie zu sehen. Er wollte nicht ein eingeborenes Mädchen heiraten. Als er aus gewissen Vorbereitungen merkte, daß weiblicher Besuch auf der Farm befohlen, ließ er trotz und kam erst nach Monaten wieder. Es schien, als ob er zurückkam, weil er sich an warme Getränke und andere Bedürfnisse gewöhnt hatte. Auch in der Folge ver-schwand er periodenweise, um immer wieder zurückzukehren. An Orte nimmt man an, daß dies Individuum als Kind in Ne-wada ausgefetzt worden ist und von da an ohne jede Kenntnis von Menschen lebte; die Indianer fahnen es jedoch nicht als über-gleichen auf, sondern verhöhen und verpöten ihn und nannten ihn einen „Wilder“. Wahrscheinlich ist es, daß er der letzte Spröß eines Pygmadenvolkes ist, wie es im benachbarten Gonduras vorkommt. Wenn dieses Volk nicht unterseht durch die Kultur der Farm „erwidert“ worden ist, dürfte sie ein wertvolles Objekt für das Studium des — theoretisch so off-sonstierten — Naturmenschen abgeben.

Heiteres.

Lieber Simplizissimus! In einem sächsischen Gymnasium betrat der Oberlehrer mit Tränen in den Augen seine Quarta und sprach: „Liebe Schüler! Ich ist auch Jüdchen, das Passische Land unserer Sehnsucht, auf die Seite unserer Feinde getreten. Da kann mer nur so viel sagen: Quem deus perdet, dat, demental prius, oder auf deutsch: „Wenn einer verdrückt werde, werd erst zurecht im Goppe.“ (Simplizissimus.)

* Jörg Widram, geboren um 1810 zu Kolmar, hat sich mit seinem Nollwagengbüchlein um die deutsche Schwank- und Schelmenliteratur verdient gemacht. Wir geben einige Proben dieser derben, altdeutschen Schwanksammlung, die auch in billiger Neuausgabe zu haben ist, hier wieder